

ELIZABETH KELLY

Die offizielle
Verabschiedung
meiner langjährigen
Kindheit

ELIZABETH KELLY

Die offizielle
Verabschiedung
meiner langjährigen
Kindheit

Aus dem Englischen von
Wolfgang Müller

BLESSING

Titel der Originalausgabe: *The Last Summer of the Camperdowns*

Originalverlag: Liveright



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

Das für dieses Buch verwendete

FSC®-zertifizierte Papier *EOS*

liefert Salzer Papier, St. Pölten, Austria

1. Auflage

Copyright © 2013 der Originalausgabe by Elizabeth Kelly

Copyright © 2015 by Karl Blessing Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: Geviert Grafik & Typografie, München,

© Corbis/Blend Images/Inti St Clair

Satz: Leingärtner, Nabburg

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-89667-514-9

www.blessing-verlag.de

*Für
Team Dean*

*Ich möchte nicht leben wie ein getaufter Mensch.
Ich möchte leben wie ein Hund des Waldes.*

ALTES ROMA-SPRICHWORT

KAPITEL 1

Gestern Abend traf ich zufällig Harry.

Es war unvermeidlich. Ich wusste, dass es eines Tages passieren würde – genauso, wie ich diese quälende Ahnung habe, dass ich sterben werde. Irgendwann. Für mich kam Irgendwann gestern in Nonquitt, Massachusetts, bei einem Spendendinner der Demokraten auf dem Vierzig-Hektar-Anwesen eines Philantropen aus Neuengland namens Edgar Rutherford.

Trotzdem war es ein Schock.

Er hatte im Ausland gelebt. Hongkong. Rom. Dublin. Lhasa. Ich habe ihn nie aus den Augen verloren. Er war gerade aus dem Tapón-del-Darien-Dschungel zurückgekommen, wo er einen Dokumentarfilm über seine Durchquerung des entlegenen Atrato-Sumpfes gedreht hatte, der so unwirtlich war, dass man nur mit einer Kettensäge des Dornengestrüpps Herr wurde, und in dem sich tollwütige Hunde vermehren wie perverse Reiseführer. Es hieß, er hätte irgendein glitzerndes Ding geheiratet, das er unterwegs aufgelesen hatte. Ihr Vater war der französische Botschafter in den USA. Harry hatte schon immer eine Vorliebe für Vollblüter.

Man kennt die Sorte. Edler Hals und lange Beine, glänzende Mähne, dokumentierte Abstammung und exotisches Temperament – nur ohne Appetit auf Heu. Jemand, der Élodie Héroux kannte, hat mir erzählt, dass sie an den klassischen Gebrechen eines Rennpferdes litt, geringe Fruchtbarkeit und kleines Herz. Eine unfreundliche Bemerkung – hätte von meiner Mutter sein können. Trotzdem ging sie mir runter wie Öl, hielt allerdings nicht lange vor.

Ich habe nie geheiratet. Das geht in Ordnung. Ich bin jung und habe ja meine Hunde und meine Pferde. Ich habe mich ganz gut geschlagen, hatte sogar einigen Erfolg als Turnierreiterin. Wenn ich daran denke, dass Harry mich früher damit aufgezogen hat, was für ein gutes Paar wir abgeben würden. Als wäre mir eine gute Partie vorherbestimmt, als wäre sie ein unumgänglicher Initiationsritus.

Harry hat mich immer mit irgendwas gepiesackt.

Bevor ich ihn sah, hörte ich ihn. Diese Stimme! Meine einzige Erfahrung mit Synästhesie. Er hörte sich an, wie ein Graham-Cracker schmeckt. Wir befanden uns an den entgegengesetzten Seiten des gewaltigen Wohnzimmers, das einer alten und verblasenden, ein bisschen verzweifelten Schönheit glich, einer dieser kosmetisch aufgestylten Räume, die aus der an Verunstaltung grenzenden Überdekorations eine Berufung machen.

Er kam um die Ecke und hielt kurz inne, um den Anblick auf sich wirken zu lassen. Wenn Harry den Wald inspizierte, so konzentrierte ich mich auf den Baum. Er knisterte warm und kraftvoll wie ein Lagerfeuer, flackernd in allen Farben des Herbstes – rostrotes Haar mit goldenen und bernsteinfarbenen Strähnen, die helle Haut rosig und verbrannt von Sonne und Wind. Schlank, aber kräftig und athletisch, sportlich wie ein Lacrosseschläger – die sanften blauen Augen subversiv glühend vor Intelligenz und Humor, als wäre er einem Ralph-Lauren-Werbeplakat entsprungen.

Mein Herz tanzte einen Quickstep. Mir war übel. Auf dem Tisch neben Harry stand ein riesiges Bouquet aus Gardenien und weißen Madonnenlilien, deren moschusartiger Geruch zusammen mit seinem unbefleckten Selbstvertrauen den Raum erfüllte. Ich umklammerte die Armlehne neben mir und holte tief Luft, sog diese herrliche Mischung aus Gewissheit und Blumen-duft ein und wurde schlagartig zu dem Augenblick unserer ersten Begegnung zurückversetzt.

Es war 1972. Ich war dreizehn Jahre alt. Mein Vater Godfrey Camperdown kandidierte für das Repräsentantenhaus. Er war ein seltsamer Kandidat, Historiker und Aktivist der Arbeiterbewegung, gefeierter Biograf und aufstrebender Musical-Komponist, dessen Werke an Off-Broadway-Theatern aufgeführt worden waren (»Dermaßen ›off Broadway‹«, wie meine Mutter jedem entzückt mitteilte, »dass man den Flieder aus den Brooklyn Botanical Gardens riechen konnte.«). Wir waren mal wieder bei einem Spendendinner, und die handverlesene Gästeschar im überfüllten Ballsaal schwankte zwischen den beiden Extremen öde reich und verbittert proletarisch.

Als er zur Tür hereinkam und für einen Schimmer Erregung in der dicht gedrängten Menge sorgte, stand ich neben Mirabel Whiffet, der berühmigt wichtigtuerischen Witwe und Skandalarchivarin.

»Ooooh!« Mirabel stieß ein samten zischendes Geräusch aus, als sie ihn erblickte. Sie zwickte mich in den Ellenbogen.

»Der Junge könnte Bienen kirre machen«, trillerte sie. Meine Mutter, die Schauspielerin Greer Foley, Star von Bühne und Leinwand, heuchelte zunächst Desinteresse – pompöse Auftritte interessierten sie nur, wenn es ihre eigenen waren –, aber dann kam auch sie nicht umhin, seiner Attraktivität mit einem neidischen Nicken Tribut zu zollen.

Aus züchtiger Entfernung beobachtete ich ihn verstohlen und versuchte meine Neugier zu verschleiern, indem ich mir meinen Pony über den Augen glattstrich. Neunzehn Jahre alt, leutselig und lässig, inspizierte er plaudernd und an seinem Drink nippend den Raum. Als die Sonntagmorgenstimme meines Vaters erscholl, hörte er auf zu reden, um ihm zuzuhören. Wie Camp jede Gelegenheit zum Singen liebte! Angestachelt von Mitarbeitern und Freunden hob er zu seiner Paradenummer an – »The Daring Young Man on the Flying Trapeze«. Es war das exzentrische Herzstück eines unveränderlichen Repertoires, das er mit

seinem unverfälschten, sich aufschwingenden Tenor in kampfergesättigten Wohnzimmern von Los Angeles bis Boston und New York vorgetragen hatte.

Peinlich berührt mimte ich eine Begeisterung für die Darbietung meines Vaters, die ich nicht empfand – bei Eltern wie meinen hafteten Scham und Demütigung wie Schiffshalterfische an mir. Nervös und linkisch hob ich den Blick und ließ Harrys edles Bild auf mich wirken. Zu meiner Verwunderung fiel er in den Chor der anderen ein. Mein Blick schwang hin und her wie eine Schaukel, von meinem Vater zu Harry, vom einen zum anderen.

Ich bemerkte einen großen Mann im dunkelblauen Anzug, der sich einen Weg durch die Menge bahnte. Er erregte augenscheinlich auch Harrys Aufmerksamkeit, wie an seinen hochgezogenen Mundwinkeln zu erkennen war. Ich sah den Mann auf meinen Vater zugehen, die beiden unterhielten sich, und dann brach die Hölle los. Ich kann es sehen, hören und riechen – das Durcheinander. Mein Vater rotgesichtig, zuschlagend, der Mann im blauen Anzug rückwärts taumelnd, meine Mutter auf ihren Wolkenkratzerhighheels quer durch den Ballsaal laufend, schreiende Frauen, brüllende Männer, platzende Glühbirnen, umkippende Tische und zerspringende Gläser, die auf den Holzboden knallen, eins nach dem anderen, explodierend wie Maschinengewehrfeuer. Bumm. Bumm. Bumm.

Als ich Harry jetzt wiedersah, spürte ich schmerzhaft den Verlust. Er wehte durch mich hindurch wie ein kalter Wind über ein leeres Feld. Er stand inmitten einer dankbaren Menschentraube, die Frauen in schwarzen Cocktailkleidern und mit rosig weißen Perlen, die Männer in weichen maßgeschneiderten Anzügen und weißen Sommerhemden, ein mondänes menschliches Gerüst, errichtet rund um die charismatische Hauptattraktion Harry Devlin.

Es war Juni, und die Türen zum Garten standen offen. Weiße Blumen erfüllten das Haus mit dem hauchzarten Duft des Spätfrühlings. Harry lachte, und der beschwingte Luftzug trug sein Lachen von einem Ende des Raums zum anderen.

Ich rang nach Luft. »Alles in Ordnung mit Ihnen?«, fragte die Frau neben mir. Ich nickte lächelnd und tat so, als interessierte ich mich für das Ölgemälde an der Wand. Eine Strandszene. Krachende Wellen. Hohes Gras im Wind. Dicht gedrängte Möwen auf den Dünen.

Ein elegant gekleidetes Paar auf der anderen Seite des Raums tat so, als schaute es woanders hin. Andere starrten unverblümt, gezielt und unhöflich, als würden die üblichen, die Zudringlichkeit zügelnden Regeln für mich nicht gelten. Mein Gesicht glühte wie nach einem Tag am Strand. Nach außen war ich ruhig, aber in meinem Innern frischten die Winde auf. Während ich den Arm nach dem nächsten Stuhl ausstreckte, um mich gegen die Böen zu wappnen, rauschte meine Vergangenheit in die Gegenwart.

Ich bin am Atlantischen Ozean aufgewachsen, habe andächtig den krachenden Brechern und der andersartigen Wildheit des Windes gelauscht, habe die salzgetränkte Luft geschmeckt. Jeden Tag bin ich mit dem Gefühl aufgewacht, dass meine nackten, von Salzwasser umspülten Füße bei zurückweichender Flut im kühlen Morgensand versanken, an einem Strand, der übersät war mit feuchtem Tod und Sterbendem. Bis zu jenem Sommer lebte ich in der Vorstellung, dass das die einzige Jahreszeit war, die nichts zu verbergen hat. Jetzt wache ich auf und weiß, dass das Meer über die wahren Schrecken des Sommers mehr verbirgt, als es je preisgibt.

»O, mein Gott, ist das nicht Harry Devlin?« Wieder die beflissene Frau, die nach meinem Unterarm griff. Ich kannte sie nicht, sie aber anscheinend mich. »Hören Sie, wenn Sie vielleicht lieber gehen möchten ...«

Ich stellte mein Glas auf dem nächsten Tisch ab und dachte über meine Antwort nach, als die große geschnitzte Mahagoniflügeltür, die vom Esszimmer ins Wohnzimmer führte, aufflog. Laut und vulgär, umgeben von einem menschlichen Tsunami, einer Flutwelle von Leuten, erschien Edgar Rutherford.

»Himmel, Dev! Bist du das wirklich? Wo zum Teufel hast du dich all die Jahre rumgetrieben? Wurde ja auch verdammt Zeit, dass du nach Hause kommst!« Mit seiner lautstarken, einstudierten Überschwänglichkeit steckte er den ganzen Raum an – Rutherford hielt das Patent auf schablonenhaft skurrile Auftritte. Harry begrüßte ihn mit einer ausschweifenden Handbewegung, alle lachten und klatschten, die zitternde Begeisterung war sichtbar, hörbar, fühlbar. Die in formelles Schwarz-Weiß gewandeten Bediensteten bahnten sich mit glänzenden Silbertablets über den Köpfen ihren Weg, blieben bei jeder Körperdrehung irgendwo hängen, quetschten sich mit wachen Augen, ohne eine Miene zu verziehen, durch das zähe Gewühl.

Von einem vorbeischwebenden Tablett schnappte sich Edgar eine Flasche Champagner und warf sie wie einen Football in hohem Bogen in Harrys Richtung. Harry machte einen Satz nach vorn, griff nach der Flasche und verfehlte sie, worauf sie auf dem Parkettboden explodierte und der Champagner wie ein Geysir aus ihr herausschoss und Harry von Kopf bis Fuß in einen blubbernd sprudelnden Sprühregen hüllte. Alle schnappten nach Luft, und der Kreis der ihn umringenden, glamourösen Jünger teilte sich sauber in der Mitte.

Als habe man ihn gerade in einen nicht geheizten Swimmingpool geworfen, prustete Harry los, wischte sich den Champagner aus dem Gesicht und fing an zu lachen. »Du Hurensohn«, sagte er, während er zum nächstgelegenen Fenster ging und sich zur allgemeinen Verwunderung und Betroffenheit mit den verblichenen altertümlichen Vorhängen Gesicht und Haare abtrocknete.

Ich befürchtete, dass er mich sehen könnte. Ich befürchtete, dass er mich nicht sehen könnte. Über dem Kaminsims hing ein großer verzierter Spiegel, irgendwas Orientalisches. Wandleuchter und Kronleuchter verbreiteten ein diffus goldenes Licht. Als ich ihn im Spiegel sah, entspannte ich mich in der intimen Sicherheit meines fernen Beobachtungspostens. Harry, in der Hüfte leicht vorgebeugt, rubbelte seine Haare mit der blassen Importseide ab. Dann schaute er zum Spiegel hoch.

Sein Blick im Spiegel begegnete meinem. Es war das erste Mal seit zwanzig Jahren, dass ich Harry Devlin sah. Seine Augen verrieten kurz Überraschung, dann etwas mehr. In seinem Blick lag ein ganzes Leben. Er zögerte, dann machte er sich quer durch den Raum auf den Weg, redete mit diesem und jenem und bewegte sich lässig durch die Menge. Ich wandte mich nicht um, aber beobachtete ihn im Spiegel, wie er geradewegs auf mich zu steuerte.

Jemand flüsterte, ein anderer murmelte, irgendwer kicherte, wieder ein anderer stöhnte. Langsam verstummte alles im Raum und trat unruhig von einem Fuß auf den anderen, während die Leute allmählich begriffen, was da vor sich ging. Schließlich kannten sie unsere Geschichte.

»Scheiße«, sagte Edgar so laut, dass jeder es deutlich hören konnte.

Als Harry mich fast erreicht hatte und schon so nahe war, dass ich den Champagner riechen konnte, hielt ich die Luft an. Für einen Augenblick glaubte ich, er würde stehen bleiben. Für einen Augenblick glaubte ich ... nun ja, spielt keine Rolle, was ich glaubte. Harry ging dicht an mir vorbei, durch die offene Tür in die Diele und dann zur Vordertür hinaus.

Der Orchesterleiter klopfte mit dem Dirigentenstab auf sein Pult, die Band begann etwas Hübsches zu spielen, und die Menge zerstreute sich. Die Musik durchdrang mich, und die wenigen Leute, die noch blieben, mehr aus Neugier als aus Höflichkeit,

zogen sich nach und nach zurück, bis ich allein zurückblieb mit der immer gleichen Frage, die ich mir seit über zwanzig Jahren Tag für Tag stellte.

Warum, warum nur, habe ich nichts gesagt?

KAPITEL 2

Ich kann immer noch die Luft an jenem Morgen riechen. Sie riecht wie Juni. Sie riecht so, wie die Einsiedlerdrossel singt. Wenn ich ganz genau hinhöre, kann ich das metallische Brummen des alten grauen Ventilators hören, der wackelnd auf der unebenen Oberfläche der Kommode hin und her schwingt, und meine Basset-Hündin Dorothy, die leise schnarchend am Fußende des Betts liegt. Mein Zimmer war ein altmodischer Raum in einem altmodischen Haus, mit Kohlrösenmustertapeten auf den verputzten Wänden, ein Zimmer, das nicht im Einklang stand mit seiner launisch eigensinnigen Bewohnerin. Ich war zwölf – fast dreizehn, woran ich jeden ständig erinnerte – und sehnte mich nach Modernität in meinem melodramatischen Schrein für den toten Brian Jones. Die poppigen Farben, die eckigen Grafiken und die Collage aus Zeitungsfotos, die ich aus dem *Fab Magazine* herausgerissen hatte, bildeten eine peinlich ernsthafte Kunstinstallation, die in ästhetischem Streit mit der Chenille-Tagesdecke und den botanischen Stichen lagen.

Das Zimmer war mein privates Refugium, nahm zu meinem Glück – und dem meiner Eltern – den ganzen zweiten Stock ein und verschaffte mir den Luxus eines separaten Flügels ganz für mich allein.

Die antike Puppenstube neben dem Fenstersitz machte klar, dass es sich um ein Mädchenzimmer handelte, obwohl die Einrichtung eher matronenhaft denn feminin und von soliden traditionellen Stücken bestimmt war: einem dunkel furnierten Himmelbett, einer hohen Kommode, einem Schminktisch mit Spiegel und Samtstuhl. Mein Allerheiligstes war angefüllt mit

der Art von Möbeln, die von Generation zu Generation weitergereicht werden, was bedeutete, dass ich fast in meiner ganzen Kindheit das Gefühl hatte, vom muffigen Geist meiner unverheirateten Tante Kate beseelt zu sein. Ich erinnere mich noch lebhaft daran, dass ich glaubte, ihr Atem hätte die Macht, meinen Lebenswillen zu ersticken.

Wir lebten in der kleinen Stadt Wellfleet auf Cape Cod in einem verwitterten, mit Zedernschindeln gedeckten Haus mit eierschalenblauen Fensterläden und einer lachsroten Haustür. Mein Vater, damals sechsundvierzig Jahre alt, war in jenem Haus aufgewachsen, einem von zwei denkmalgeschützten Gebäuden am Ende einer langen Privatstraße. Es stand auf einer Sanddüne dreißig Meter über dem Atlantik und gehörte zu einem großen Stück Land, das sich an der Küstenlinie von Outer Cape Cod entlangzog.

Die Wände waren in den kräftigen, satten Farbtönen gestrichen, die meine Mutter liebte, blau und korallenrot, orange und gelb, rot. Von oben bis unten, in jedem Zentimeter unseres alten Hauses mit seinen kilometerlangen polierten Fischgrätparkettböden, kam ihr kultiviertes Feingefühl zum Ausdruck. Mein Vater interessierte sich nicht für Dekor – er hätte sich eher eine Dauerwelle legen lassen, als die Auswahl eines Stoffes zu kommentieren. Da meine Mutter eine Vorliebe für Misstöne hatte, passte nichts zusammen. Sie verabscheute augenfällige dekorative Effekte und bevorzugte die Verschönerung willkürlicher Elemente, um einen scheinbar zufälligen Chic zu schaffen.

Draußen rollten weiß gekrönte Wellen mit erhabener Effizienz an Land.

Das geliebte alte Haus. Wenn es einen Himmel gibt, dann möchte ich die Ewigkeit auf der Terrasse hinter dem Haus verbringen, Eistee nippen, ein Sandwich mit Radieschen und Mayonnaise essen, dem Gezwitscher der Vögel lauschen, den Maulbeeren beim Reifen zuschauen, den rollenden Wogen zuhören und

Sunzi lesen, wenn mein Vater schaut, und *Trixie Belden*, wenn er nicht schaut.

Es fühlte sich so lebendig an, wo wir waren, alles schien gleichzeitig zu passieren: Sonne, Meer, Sand, Wind, wogende Gräser, dichte Wälder und geheimnisvolle Tierwelt. Sogar das Dach war mit dicht wuchernden Mooschichten bedeckt. An eine Seite des Grundstücks grenzte ein Naturschutzgebiet mit verschlungenen Wegen und unzähligen kleinen Wäldchen mit Bäumen, deren Stämme von verfilzten Ranken umschlungen waren; an der anderen Seite lag ein kleiner Stall mit einer Koppel, wo meine Mutter und ich mein Pferd, Eugene Debs, und ihr Pferd, Joe Hill, hielten. Auf der anderen Straßenseite boten bewaldete Landstriche, offene Flächen mit Weideland und Wildblumen sowie kleine und große Toteistümpel ein spektakulär anderes Bild der natürlichen Welt. Mein Vater pflegte zu sagen, dass das Einzige, was uns fehle, der Blick aufs Matterhorn sei, weshalb uns, seiner Ansicht nach, nicht viel fehle.

Es war der Beginn der Sommerferien, und ich fühlte mich so leicht und befreit, dass ich mich praktisch im Boden verankern musste, um nicht davonzuschweben. Ich hasste die Schule. St. Patrick's Academy war mein ganz persönliches Leavenworth, kriminell ernsthaft, eine Schule, die physische, spirituelle und intellektuelle Größe in Schülern zu entwickeln versprach, deren Eltern dazu neigten, die Enttäuschungen des Lebens mit den Fachausdrücken einer mittelmäßigen Weinkarte zu erklären. Trotz minimalster Anstrengungen war ich eine gute Schülerin und hatte gerade die achte Klasse geschafft.

Ich war eine Einzelgängerin aus freien Stücken. Die Sommermonate betrachtete ich als meine Zeit – um meine Pferde zu reiten, mit meinen Hunden zu spielen, meine Bücher zu lesen, an den Strand zu gehen, hinaus auf den Ozean zu schauen und meinen Tagträumen nachzuhängen. Mein Vater kandidierte für das Repräsentantenhaus, unglücklicherweise, denn das bedeutete für

mich, dass ich in den Ferien immer mit der unausgesprochenen Drohung lebte, jederzeit für endlose Spendendinner und Aushilfsarbeiten im Wahlkampf verfügbar zu sein.

Politik war ein ererbtes Leiden in unserer Familie, weitergegeben von einer Generation zur nächsten wie ein schwaches Kinn. Mein Großvater, ein glühender Anhänger der Demokratischen Partei, war ein früher Aktivist der Arbeiterbewegung und Gewerkschaftsführer gewesen, der seine proletarischen Anhänger durch die Heirat mit der Tochter seines Bosses, einer Konzertpianistin, schockiert hatte.

»Ich glaube, als man den Begriff ›Salonkommunist‹ prägte, hatte man deinen Großvater väterlicherseits im Sinn«, spottete meine Mutter bei jeder Gelegenheit.

Bei allen größeren Streiks oder ernsthaften Arbeiterunruhen sprach mein Vater davon, für ein öffentliches Amt zu kandidieren. Mächtige Gewerkschaftsanhänger und linke Sympathisanten aus seinen eigenen Kreisen bestärkten ihn darin. Aber es waren Vietnam und die Veröffentlichung der Pentagon-Papiere, seine zunehmende Desillusionierung angesichts des fortgesetzten ethischen Versagens der politischen Führung, die ihn schließlich veranlasste, sein Versprechen wahr zu machen.

Es war der 4. Juni 1972. Der Tag begann so friedlich wie nur möglich, ein butterweicher Sonntagnachmittag, ein lieblicher Schlendriantag. Meine Mutter nannte sie Tee-Sandwich-Tage. Ein Tag ohne Kruste. Meine Eltern und ich saßen im Esszimmer beim Lunch. Die Gartentüren standen offen. Die Spätfrühlingssonne strömte herein und verlieh der Meeresluft einen glänzenden Schimmer. Die üppigen Komplementärfarben der Sesselstoffe, Orange und Blau, verblassten im natürlichen Licht.

Die Wahl war erst in fünf Monaten, und wir genossen einen der seltenen und ruhigen Familienaugenblicke. Camp hatte versprochen, sich einen Tag freizunehmen und das Telefon aus-

zustöpseln, allerdings erst nachdem ihn die Nachricht erreicht hatte, dass in der Nacht zuvor unerwartet einer seiner größten Unterstützer gestorben war.

»Schrecklich, das mit Franklin.« Meine Mutter faltete ihre Serviette auseinander und breitete sie auf ihrem Schoß aus.

»Irgendwann kriegt jeder eine gottverdammte Kugel ab«, sagte mein Vater nicht zum erstenmal vom Kopfende des langen Esstisches, als wir in dem kirschholzgetäfelten Zimmer neben der Küche saßen. Vier Gänge. Suppe. Salat. Hauptspeise. Nachtisch.

»Mir wär jetzt ein gottverdammter Hotdog recht«, maulte ich. Ich war nicht davon überzeugt, dass der Tod eines Fremden meine Aufmerksamkeit wert war, und zog ein Taschenbuch aus meiner Gesäßtasche. *The Diary of a Nobody*. Vom Nachttisch meiner Mutter. In dieser Phase meines Lebens hatte ich mich davon überzeugen lassen, dass mir ein griesgrämiges Grummeln eine gewisse, mein Alter überspielende Würde verlieh, was nicht heißt, dass mir Rumnörgeln nicht leichtgefallen wäre.

»Riddle, du hörst dich an wie ein Eishockeyspieler«, sagte meine Mutter, als Louise, genannt Lou, unsere unsichtbare Einpersonendienschaft, mit einer aus dem Schnabel dampfenden Kaffeekanne aus der Küche kam. »Wie oft muss ich dir noch sagen, dass du am Tisch nicht lesen sollst?«

»Besser ein Eishockeyspieler als eine Debütantin«, meinte mein Vater und tätschelte mir die Hand, um mich auch weiterhin seiner Unterstützung für meine kleinen Akte der Rebellion zu versichern. Dankbar und ein klein wenig blasiert lächelte ich ihn an.

»Soll ich einschenken?«, fragte Lou niemand Bestimmten. Die Kaffeekanne schwebte über der leeren Tasse meiner Mutter.

»Ja, danke«, sagte meiner Mutter.

»Nein«, unterbrach sie mein Vater. »Wir schaffen es schon allein, uns Kaffee einzuschenken. Stell die Kanne einfach hin. Danke, Lou.«

Lou lächelte nervös, während meine Mutter verärgert seufzte.

Alles an Lou war kurz, ihre stämmigen Beine, ihre dickliche Taille, ihr stacheliges Haar, das einer elektrisierten Igelfrisur glich. Das einzig Lange an Lou war die Zeit ihres Leidens – sie hatte sich schon um meine Mutter gekümmert, als diese noch ein Kind war, und tat dieses Werk der Buße auch jetzt als Erwachsene noch. Sie kochte und machte sauber und führte den Haushalt, wobei sie sich hin und wieder der oberflächlichen Kontrolle meiner Mutter ausgesetzt sah, die, wenn sie auf ihre Interessen zu sprechen kam, jedem klarmachte, dass Hausarbeit und Kinder knapp über mittelalterlichen Jahrmärkten und eine Spur unter dem Sammeln von Kronkorken rangierten. Im Allgemeinen fühlte ich mich unerwünscht, wenn ich einmal zehn Minuten das Ziel ihrer ungeteilten Aufmerksamkeit war. Ihre Ungeduld mit meinem Vater pendelte um die Fünf-Minuten-Marke, danach begannen ihre Finger tödlich auf die Tischplatte zu trommeln.

An jenem Tag im Esszimmer wurde das Trommeln stürmisch. »Wenn das Trommeln aufhört, wird's richtig gefährlich«, sagte mein Vater, der ihren eleganten Wutanfällen unerklärlicherweise hörig war.

Was meinen Vater und seine Redseligkeit anging, war die Bar immer geöffnet. Er schmiss endlose Runden an Verlautbarungen und Einschüchterungen, jede garniert mit einem Spritzer Soda und einem Zitronenschnitz. Er mochte es sprudelnd. Stellen Sie sich eine Musicalversion von Nordkorea vor, und Sie verstehen vielleicht das gnadenlos kohlenensäurehaltige Fundament, auf dem Godfrey Camperdown gebaut war.

»Bei deinem Vater hört sich Fidel Castro wie Jerry Lewis an«, bemerkte meine Mutter mit routinierter Gleichgültigkeit. »Zum Geburtstag kriegt er ein Rednerpult von mir.«

Sie nahm vier Streifen Schinken und bückte sich nach unten, um sie an ihre geliebten Bassets zu verfüttern, Dorothy, Madge, Hilary und Hilarys drei Monate alten Welpen Vera.

Mit der Dunhill-Zigarette in der Hand, ihrem sechsten Finger, richtete sie sich wieder auf und atmete in meine Richtung aus. Die seidige Rauchfahne wand sich wie ein graues Band in ihr gelbes Haar. Ich atmete tief von ihrer Kultiviertheit ein und prägte mir auf ewig jene unerbittliche und erfeminine Ästhetik ein, die ihr angeboren, für mich aber nur schwer erreichbar war. Nach wie vor finde ich die bösertige Dreieinigkei aus Kaschmirpullover, französischer Maniküre und Zigarettenrauch unwiderstehlich.

Ich bin eine gute ZuhörerIn. Vielleicht kommt das daher, weil ich in einem großen Haus mit hohen Decken und breiten Sockelleisten als Einzelkind lebte, das durch Räume streifte, die in ihrem Frieden so würdevoll waren wie die ersten Stunden des Morgens. Da ich in der ausschließlichen Gesellschaft meiner Eltern aufwuchs, hatte ich eine Antenne für all die Dinge, die in einer so langjährigen Beziehung zwischen Erwachsenen eher unausgesprochen blieben. Meine Mutter und mein Vater waren große Redner, ihre Unterhaltungen Teil des elektrischen Schaltkreises des Hauses, der Räume aufleuchten ließ und den Mechanismus unseres täglichen Lebens antrieb.

Gefesselt von dem Gedanken, mein Vater könnte Castro auf das Niveau eines kleinen Trottel reduzieren, nickte ich begeistert, nahm eine Weintraube und steckte sie mir genüsslich in den Mund. Ich spürte den Saft meine Zunge hinunterrinnen. Wie meine Mutter missbilligte ich alles, was mich langweilte – anders als sie lehnte ich allerdings jede Verpflichtung ab, andere zu unterhalten. Ich hätte eigentlich mit einer Pistole in der Hand geboren werden können, mit der ich wütend in den Boden feuerte und dem Leben zu tanzen befahl.

Der Privatklub, der meine engste Familie ausmachte, bestand aus vier Mitgliedern: meinem Vater, meiner Mutter, mir und dem Zweiten Weltkrieg, den ich mit der Zeit als einen unlustigen Onkel mit einem Hang zu Kampfhandlungen und Launenhaftigkeit

betrachtete. Mein Vater hatte 1943 ein falsches Alter angegeben, sich mit erst siebzehn Jahren freiwillig gemeldet und in der Infanterie in Europa gedient. Für ihn war der Krieg ein gegenwärtiges Ereignis, gegen das alle anderen Erfahrungen verblassten.

Er war wild entschlossen, einen Mann aus mir zu machen. Ich war sein spezielles Projekt, eine von mehreren Missionen, die er auf dem Schlachtfeld und jenseits davon verfolgt hatte, wo seine Rolle als Frontkämpfer für immer die Grenzen zwischen Krieg und Frieden verwischt hatten. Besorgt um meine persönliche Sicherheit, beunruhigt von meiner Unfähigkeit, mich gegen das Böse in der Welt zu verteidigen, trichterte er mir ein, das Haus nie ohne einen Stein in der Faust zu verlassen. Man kann nie wissen, wann man dazu gezwungen ist, einen unrasierten Wangenknochen zu zerschmettern oder einen widerspenstigen Schädel zu knacken.

»Castro? Seit wann ergreifst du gegen mich und für deine Mutter Partei?«, fragte Camp und schaute in mein grinsendes Gesicht. Er nahm einen von Lous frisch gebackenen Biskuits und warf ihn mir an die Wange.

»O Gott«, sagte meine Mutter, als er sich danach herüberbeugte und mich in den Unterarm kniff.

»Au!«, kreischte ich.

»Was ist? Du sitzt einfach da und lässt dir das gefallen?«, sagte er scherzhaft und angriffslustig. Ich nahm eine Olive und traf ihn an der Stirn.

»Na endlich! Jetzt kommen wir zur Sache«, sagte er, stand auf und gestikulierte mit beiden Händen, um mich zu einem kapitalen Vergeltungsschlag herauszufordern. »Schlag mir in den Magen. Na los! So fest, wie du kannst. Keine Hemmungen.«

»Um Himmels willen, Camp, sie ist zwölf Jahre alt ...«, sagte meine Mutter.

»Fast dreizehn«, fuhr ich dazwischen.

»... Wir sind hier in Cape Cod und nicht an der russischen Front«, protestierte meine Mutter.

»Was soll ich ihr denn beibringen? Bügeln?« Schweren Herzens setzte sich mein Vater wieder auf den Stuhl. Die Verachtung für die sogenannten weiblichen Künste war ihm anzusehen. Er war eine wahrhaftige Anomalie – ein männliches Alphonse mit Sympathie für Suffragetten. Manchmal hatte ich den Verdacht, dass sein militanter Feminismus in dem Wunsch wurzelte, beiden Geschlechtern jegliche Verweichlichung auszutreiben.

Der Versuch meiner Mutter zu sprechen artete in ein dumpfes Grummeln tief in ihrer Kehle aus – Greer war eine meisterhafte Seufzerin. Dann hellte sich ihr Gesicht auf. Sie hatte sich für eine andere Taktik entschieden.

»Tja, der Zeitpunkt für Michael Devlins Rückkehr aus Italien ist interessant, oder? Genau zu den Wahlen, meine ich.« Sie schaute nach unten auf den antiken Aubusson-Teppich, als würde gleich etwas Außergewöhnliches aus seinem verschlissenen Muster hervorsprießen.

»Hmmm.« So angeregt meine Mutter wirkte, so abwesend schien Camp zu sein. Seine Hände öffneten sich, er streckte die Finger und ballte sie dann zur Faust zusammen, um die losen Enden eines zerfallenden Sonntagmorgens zu fassen zu bekommen und zu einem Knoten zu verschnüren. Meine Mutter reagierte intuitiv auf die plötzliche Spannung, indem sie ihr Haarband löste, worauf ihr die Haare in einer einzigen geschmeidigen Bewegung auf die Schultern fielen.

»Wie ich höre, hat es in Erwartung der großen Heimkehr am Haus in Truro beträchtliche Arbeiten gegeben. Anscheinend verlegt er ein paar von den Pferden aus Virginia nach hier. Kann's gar nicht erwarten, sie zu sehen. Sie rechnen alle damit, dass Brooklyn das Derby gewinnt. Wundert mich nicht. Schon als Junge hatte Michael immer die Nase vorn.«

Ich schaute sie schräg von der Seite an. Das Kursive stand ihr gut zu Gesicht. »Wer ist Michael Devlin?«, fragte ich.

»Dann wünsche ich Herrn Michael Delvin und seinen fantastischen Pferden viel Glück«, meinte Camp. Im Camperdown-Jargon war Herr negativ besetzt.

Ich wiederholte meine Frage. »Wer ist Michael Devlin?«

Meine Eltern ignorierten mich immer noch. Camp wandte sich wieder seiner Zeitung zu, deren tägliche Lektüre eine Art kunstvolles Zeremoniell war, das die Azteken beeindruckt hätte. Mein Vater nahm das aktuelle Tagesgeschehen persönlich. Jeder Tag brachte eine neue Auseinandersetzung mit einem ignoranten Arsch von ausländischem Regierungschef. Ich zuckte vor erwartungsvoller Spannung zusammen, als sein Gesichtsausdruck sich plötzlich veränderte und er die Augenbrauen zusammenzog, bis diese sich verbittert und fassungslos in der Mitte trafen. Oho. Ich machte mich auf den Einschlag gefasst. Sah so aus, als hätte mal wieder irgendein Hurensohn von Oberboss das Proletariat gelinkt.

»Gottverdammte«, sagte er.

»Was ist denn jetzt wieder?«, erkundigte sich meine Mutter misstrauisch und schaute zu mir, um sich meiner stummen Anteilnahme zu versichern.

»Tja, sieht ganz so aus, als wüssten wir jetzt, warum Michael wieder da ist.«

»Würde mir bitte jemand sagen, wer Michael Devlin ist?«, fragte ich.

»Herrgott noch mal, Riddle«, sagte meine Mutter. »Ich habe doch schon früher von ihm erzählt. Und du hast sicher mal was über ihn gelesen. Jeder weiß, wer Michael ist.«

»Wahrscheinlich habe ich ihn aus meinem Gedächtnis gestrichen, nachdem ich euch so oft über ihn habe reden hören.« Mein Tonfall war zwar unüberhörbar schnippisch, allerdings ging mir noch während ich es sagte auf, dass in dem Vorwurf ein Körnchen Wahrheit steckte.

Camp faltete die Zeitung auf die Hälfte zusammen und gab sie mir. Dabei deutete er auf einen Artikel, wobei seine Fingerspitzen energisch auf das Zeitungspapier klopfen.

»Hier, Riddle, lies das.«

In jenen Tagen beschränkte sich meine Ausdruckspalette auf Augen verdrehen und höhnisches Grinsen. Ich schnitt eine Grimasse, wobei meine zunehmende Neugier auf Michael Devlin im Clinch mit meiner gespielten Langeweile lag. Warum sollte ich das lesen? Was kümmerte es mich? Ich schaute meinem Vater in die Augen, in denen siedende Lavaseen nur nach einem Grund suchten, über die Ufer zu treten. Ausnahmsweise entschied ich mich für den klugen Weg, behielt meine Gedanken für mich und tat wie befohlen. »Michael Devlin, internationaler Playboy, gefeierter Reiter und Erbe des ...«

Meine Mutter schaltete sich ein. »Du brauchst uns nicht das ganze Ding wortwörtlich vorzulesen. Wir sind hier nicht im Altersheim. Ich hasse Menschen, die laut vorlesen, besonders wenn sie es nicht richtig können. Gott, wie langweilig! Demnächst erzählst du mir noch deine Träume.«

»Ich habe geträumt, ich hätte meine Eltern gekillt«, brummelte ich vor ignorantem Publikum.

»Gottogott! Die Kurzfassung, bitte! Herrje!« Sie konnte nicht aufhören.

»Okay, okay. Ist ja gut«, sagte ich und überflog schnell den Text. »Also, hier steht, dass er gerade ein Buch über seine Kriegserfahrungen beendet ...«

»Grundgütiger!« Camps Zorn ließ den Kronleuchter erzittern. Ich konnte ihn praktisch brodeln hören.

»Das Buch verspricht brisant zu werden ...«

»Ha!«, schnaubte Camp.

»Gerüchten zufolge enthält es explosives Material ...«

»Hoffentlich reißt ihm die Explosion den Schädel weg«, sagte Camp.

»Soll ich weitermachen?«, fragte ich.

»Klar, natürlich«, sagte meine Mutter.

»Hmm, hier steht, dass er von Simon & Schuster einen großen Vorschuss kassiert hat. O, und dass er das Geld einer gemeinnützigen Organisation für den Schutz von Wildpferden spendet.«

»Alle Achtung!«, sagte meine Mutter. »Er war schon immer ein großer Förderer des Rennsports, Riddle.«

»Benachrichtigt die Welpresse! Ruft den Vatikan an! Wir haben einen Heiligen, den man unbedingt krönen muss. Der heilige Michael von Bockmist.« Mein Vater wandte sich jetzt direkt an mich. »Herr im Himmel, Riddle, hör nicht auf das, was deine Mutter über Michael Devlin erzählt. Wenn es um diesen Herrn geht, ist der Balken in ihrem Auge so dick wie ein Kantholz.«

»Riddle, schau mich an«, befahl meine Mutter und ging so weit, mich am Kinn zu packen und meinen Kopf in ihre Richtung zu drehen. »Dein Vater ist schon eifersüchtig auf Michael, seit wir Kinder waren. Peinlich.«

»Du hörst jetzt mir zu, Jimmy«, konterte mein Vater und fasste mir ans Handgelenk. »Das ist eine gottverdammte Lüge. Dieses Buch, und deine Mutter weiß das ganz genau, ist ein vorsätzlicher Akt der Sabotage.«

Meine Mutter lehnte sich auf ihrem Stuhl zurück. »Das ist nicht das Ende der Welt, Camp.«

»Das ist ein direkter Angriff auf mich und meine Kandidatur. Devlin ist darauf aus, mich zu erledigen. Aber damit wird er nicht durchkommen.« Mein Vater sprang vom Tisch auf, wobei er seine Tasse heißen Kaffee umstieß. »Jesus Christus!«, sagte er, nahm eine Serviette und wischte sich das Hosenbein ab.

»Herrgott, Camp, jetzt beruhig dich wieder«, sagte meine Mutter und klopfte auf den Sitz seines Stuhls. Sie schaute zu mir. »Sag ihm bitte, dass er erst mal tief durchatmen soll, bevor er sich ans Telefon hängt.«

»Ist das dein Ernst?« Ich war stinksauer. »Sag's ihm doch selbst. Redet miteinander. Lass mich da raus. Ich bin nicht euer Schiedsrichter.«

»Da ist wohl jemand etwas zickig heute«, sagte meine Mutter und drehte sich um, um mit meinem Vater direkt zu sprechen. »Camp, entspann dich, iss deinen Lunch, beruhig dich und kümmer dich dann um die Sache, okay?«

Widerwillig fügte sich Camp ihrer Bitte und setzte sich wieder auf seinen Stuhl. Meine Mutter schenkte ihm Kaffee nach. »Hier«, sagte sie. »Iss ein Stück Schokoladenkuchen. Das muntert dich vielleicht wieder auf.«

»Da ist er bei mir an den Falschen geraten«, erklärte Camp. »Ich habe nicht so hart gearbeitet und es nicht so weit gebracht, um mir das alles von einem verweichlichten Gelegenheitsexilanten mit einem Faible für Revisionismus kaputt machen zu lassen.«

»Warum hasst du Michael Devlin so?«, fragte ich, während ich mich nach unten beugte, um die kleine Vera aus meinen Schnürsenkeln zu befreien. Die Abneigungen meines Vaters interessierten mich. Meine Mutter hingegen verabscheute jeden, was den Effekt hatte, dass sich meine Neugier in Grenzen hielt.

»Ich hasse ihn nicht«, erwiderte er nicht sehr überzeugend.

»Woher kennst du ihn?«

»Seine Familie hat gegenüber gewohnt, bevor sie das Anwesen an die Whiffets verkauft haben. Wir haben als Kinder zusammen gespielt und sind zur selben Schule gegangen, der übliche Krampf eben.«

»Aah«, sagte ich und schnippte mit den Fingern. »Der Michael Devlin.«

Meine Mutter konnte nicht widerstehen und klinkte sich ein. »Die Devlins sind kolossal reich ...«

»Um Himmels willen, Greer ... Halt deinen Fetisch im Zaum. Ich werde nicht dulden, dass du vor Riddle über Geld sprichst ...«

»O, mein Gott! Kommt mal wieder runter, okay?« Ich hielt es nicht mehr aus. »Warum seid ihr beide so besessen von ihm?«

»Wir sind nicht besessen«, sagte meine Mutter. »Er und dein Vater waren die besten Freunde. Sie haben sogar zusammen in Europa gedient.« Versonnen hielt sie inne. »Ich kenne ihn seit Jahren. Er ist interessant. Und gut aussehend. Mein Gott. Du hättest ihn als jungen Mann sehen sollen.«

Mein Vater lachte einigermaßen ungläubig und sah sie an, ein Reaktionsmuster, das in der Regel die Vorstufe zum plötzlichen Erscheinen eines Atompilzes bildete.

»Ha! Ererbter Reichtum ist alles, was ihn von einem Spülbecken voll dreckigem Geschirr in irgendeiner schmierigen Imbissbude in Dorchester trennt.«

»Achte nicht auf den Mann hinter der Zeitung«, wies meine Mutter mich an. »Gin sagt, die Devlins sind die reichste Familie an der Ostküste.« Gin war meiner Mutter Kombination aus bestem Freund und schlimmstem Feind. Er wohnte gegenüber und legte Wert darauf, alles über alle zu wissen. Gin war außerdem der offizielle Präsident ihres Fanklubs und wurde ständig bemüht, sich ihrer passionierten Bewunderer anzunehmen, die gelegentlich bei uns auftauchten und sie anbettelten, ihre regelmäßigen Drohungen eines Comebacks wahrzumachen.

Greer war achtzehn, als sie 1946 in *The Heir and The Spare* ihre erste große Rolle spielte. Für *Brazen* bekam sie 1957 den Oscar als beste Nebendarstellerin und beendete ihre Karriere, von gelegentlichen Bühnenauftritten abgesehen, nach meiner Geburt zwei Jahre später mit der Begründung, sie habe einfach keine Lust mehr. Niemand glaubte ihr, und die andauernden Spekulationen darüber, warum sie auf dem Höhepunkt ihrer Schaffenskraft und Popularität zurückgetreten sei, trugen nur noch mehr zu ihrem geheimnisvollen Nimbus bei.

Die Wahrheit ist, sie hatte tatsächlich keine Lust mehr.

Meine Mutter rief nach Lou und schenkte sich dann, erschöpft von der dreißig Sekunden langen Wartezeit, ungehalten selbst ein Glas Ginger Ale ein.

»Hat dir dein guter Freund Gin auch erzählt, wie sie zu ihrem ganzen Geld gekommen sind?«, fragte mein Vater schließlich, um ihre geldbeseelte Schwärmerei zu stören. »Die Fabriken der Devlins waren eine Schande, sie haben jeden Grundsatz von Anstand in der Geschichte der Beziehungen zwischen Arbeitnehmern und Arbeitgebern in diesem Land verletzt. Riddle, hast du jemals vom Thanksgiving-Streik 1923 gehört?«

»Äh, glaube ja ...«, sagte ich und täuschte Wissen vor, ein Hobby, an dem ich bis ins Erwachsenenalter festgehalten habe.

»Michaels Großvater war verantwortlich für einen der gewalttätigsten Streiks des Landes, der darauf abzielte, die Gewerkschaft zu zerschlagen. Sicherheitsleute der Firma versuchten, eine Gruppe von Streikbrechern, die die Streikpostenkette durchbrechen sollte, aufs Gelände zu schaffen. Dabei haben sie vier Streikende getötet. Und der alte Hurensohn machte sich auch noch darüber lustig, als er den Truthahn tranchierte.«

»Verzeih, wenn ich mir nicht den Schlaf rauben lasse von Leuten, die ihren Wein aus Plastikkanistern trinken«, sagte meine Mutter. »Wie auch immer, das ist mal wieder ein Beispiel für die höchst ärgerliche Gewerkschaftspropaganda deines Vaters. Das ist eindeutig unamerikanisch, Camp.«

»Ach, wirklich? Du solltest deine Bedenken vielleicht erst mal bei Michael anbringen, deinem Helden des Kapitalismus. Er war es nämlich, der mir das erzählt hat, und zwar ziemlich aufgekratzt. Hat es mir vorgetragen wie ein Rezept. Er ist in seinem tiefsten Innern ein Pirat, genau wie sein alter Herr. Und wie schon der alte Herr seines alten Herrn.«

»Michael hat dir nur erzählt, was du hören wolltest. Ein geläufiges Laster all derjenigen, die dir nahestehen, wenn ich das

hinzufügen darf. Wer will schon die x-te deiner nervtötenden Moralpredigten hören?«

Mit einer drehenden Handbewegung drückte meine Mutter ihre Zigarette im Aschenbecher aus, griff nach ihrem omnipräsenten antiken Zigarettenetui und entnahm ihm elegant frischen Nachschub. »Riddle, Michael war ein sehr erfolgreicher Geschäftsmann. Und Diplomat.«

Mein Vater, der sich mit einigem Genuss wieder seinem Lunch gewidmet hatte, hörte auf zu essen und ließ Messer und Gabel los, die mit einem dumpfen Geräusch auf das Tischtuch fielen.

»Unerträglich ... das ist ja nicht auszuhalten. Die Wahrheit ist, er hat das Familienunternehmen geerbt, hat es für ein Vermögen verkauft und sich in einer verlogenen Show vom Geschäftsgebaren seines Vaters losgesagt. Dann hat er sich ein neues Image als liberaler Demokrat zugelegt und als Belohnung für gigantische Wahlkampfspenden einen diplomatischen Posten zugeschustert bekommen. Und jetzt geriert er sich als Historiker, Schriftsteller, Meinungsmacher und obendrein als Jesuit, wenn ich das richtig mitbekommen habe.« Der Kaffeedampf, der seine Lippen umspielte, schuf die Illusion von Rauch, als entfachte er mit jedem seiner Worte ein Feuer. »Trotz seinem viel gepriesenen Hang zur Selbstgefälligkeit und seinem sehnlichen Wunsch, als seriöser Mann zu gelten, ist die Wahrheit einfach die, dass er Tennis spielt, verdammt noch mal. Sein Leben ist ein einziges endloses, todlangweiliges Tennismatch gegen schlechtere Gegner. Ende der Geschichte.«

»Nun ja«, meinte Mutter und fuhr mit dem Fingernagel über den Rand ihrer Kaffeetasse. »Immerhin spielt er mit.«

Grinsend wie eine große Katze kurz vor der Attacke sagte mein Vater: »Nur einmal, Greer, würde ich es gern erleben, dass du mich mit der gleichen Leidenschaft verteidigst wie den fabelhaften Michael Devlin.«

»Warum forderst du mit deiner Aggressivität die Katastrophe auch noch heraus? Michael hat seine Schwächen, und die könntest du zu deinem Vorteil nutzen. Schmeicheleien konnte er noch nie widerstehen. Bemühe dich um einen versöhnlichen Ton. Appelliere an sein Selbstbild vom guten und mitfühlenden König. Nähere dich mit gebeugtem Knie. Glaube mir, ein wenig Demut deinerseits plus ein paar Kerzendinner mit deiner Frau wirken Wunder.« Sie lächelte, als ich sie ungläubig anschaute. »Und ich habe auch schon einen Plan ... Denk doch mal nach, wie vorteilhaft es wäre, wenn er deine Kandidatur für das Repräsentantenhaus unterstützen oder sich finanziell für deinen Wahlkampf engagieren würde.«

»Ich brauche keine Gefälligkeiten von Michael Devlin, und ich will verflucht sein, wenn ich mich dazu erniedrige, sie anzunehmen. Die Leute in der Partei, die mich unterstützen, haben ein langes Gedächtnis, die wären entsetzt, wenn ich vor Devlin zu Kreuze kröche. Außerdem, wie kommst du auf den irrsinnigen Gedanken, dass Michael beabsichtigt, mir bei meiner Kandidatur gefällig zu sein? Falls es dir entgangen sein sollte, seine Unterstützung und seine Freundschaft sind schon seit Jahren auffallend abwesend. Er hat ziemlich deutlich zum Ausdruck gebracht, was er von meiner Kandidatur hält.«

Sie wechselten einen Blick. Seine Intensität war verwirrend – und überwältigend.

»Was meinst du damit? Mag er dich nicht?« Alles, was da unausgesprochen zwischen den beiden vorging, war unwiderstehlich für mich. Ihr Schweigen frustrierte mich. »Warum musst du überhaupt kandidieren, Camp?«

»Ich kandidiere, weil eine Bande von gleich gesinnten Bastarden das Kommando übernommen hat und ...«

»Und es an der Zeit ist, dass eine andere Bande von gleich gesinnten Bastarden die Macht übernimmt«, führte meine Mutter den Satz zu Ende. »Michael mag deinen Vater nicht, weil ...«

»Weil ich weiß, in welchen Kellern die Leichen liegen, und das ist eine sowohl starke wie auch schwache Position. Damit wird ein Mensch gleichzeitig zum Jäger wie zum Opfer.«

»Interessante Interpretation«, bemerkte meine Mutter und kostete irgendein geheimes Vergnügen aus, das eindeutig provozieren sollte.

»Dieser Hurensohn!«

Als mein Vater mit der Faust auf den Tisch schlug, zuckte ich zusammen, und die Hunde schossen unter den Tisch. Die Kleine, Vera, suchte Zuflucht zwischen den Füßen meiner Mutter.

»Ich verstehe nicht«, sagte ich verwirrt und ein bisschen beunruhigt.

»Das sollst du auch nicht«, entgegnete meine Mutter.

»Immer die loyale Gattin ... Greer, du erstaunst mich. Dein Pragmatismus ist verblüffend. Deshalb überlasse ich das Beackern anderer auch dir.« Er drehte sich zu mir um. »Deine Mutter würde es schaffen, auf Leonid Breschnews Gesicht Mais anzubauen ... aber sie ist ja auch Künstlerin. Nicht ohne Grund hat man sie ausgesucht, um auf der Leinwand all diese heimtückischen Frauenzimmer zu spielen.«

»Ist es Heimtücke, wenn man das Beste für seine Kinder will?« Jetzt war sie wütend. »Für sich selbst?« Fauchend ließ sie sich gegen die Stuhllehne zurückfallen. Gottogott! Ich knabberte an einem Stück Toast, als sie nach vorn schnellte und zuschlug. Ihr Gesicht war rot angelaufen, man konnte das Blut unter ihrer blassen Haut brodeln sehen. »Das war nicht abgemacht, ein Leben mit Baumwollpullovern, Rabattcoupons und Dattelkuchen.«

Ausnahmsweise entschied sich mein Vater dafür, das dramatisch Theatralische ihrer Erklärung zu ignorieren und seine Unterhaltung mit mir anstatt mit ihr fortzusetzen – er hatte den Instinkt des Predigers für den pädagogisch richtigen Augenblick. »Hör mir zu, Riddle. Geld ist nicht gleich Erfolg. Verbrecher haben auch Geld.«

»Hat ganz den Anschein, als wären wir die Einzigen ohne Geld. Aber Gott sei Dank ist ja die Integrität deines Vaters unbedeutend«, warf meine Mutter ein. Sie hatte sich wieder beruhigt, kehrte sich wieder in ihrer natürlichen Kühle und verspritzte in reptilienhafter Kaltblütigkeit das vertraute Gift der Denunziation.

Da war es wieder. Bei seinem täglichen Kurzauftritt. Das G-Wort. Unsere geheime Schande. Kein Geld. Wir hatten keinen Penny. Wir hatten nur Schulden. Das größere Problem als kein Geld zu haben, war natürlich die Tatsache, dass wir so auftraten, als hätten wir welches. Heute als Erwachsene ist mir das klar. Genauso gut hätte man meiner Mutter vorschlagen können, einmal die Woche zum Bowling zu gehen, als im Rahmen ihrer Möglichkeiten zu leben.

Geld war das Thema, über das wir nie in der Öffentlichkeit sprachen, das wir privat jedoch unaufhörlich diskutierten. Geld war die verrückte Tante, die wir in unserer Dachkammer unter Verschluss hielten. Unser Leben bemaß sich nach Essenstabletts und plumpen Ausreden. »Tante Loretta? Ach, die bleibt noch in Palm Beach. Manchmal fragen wir uns, ob sie überhaupt noch mal zurückkommt.«

In gewisser Weise hingen wir alle in unserem Haushalt dem Irrglauben an, wir wären pleite. Wir hatten zwar nicht das nötige Geld, um einen stattlichen Rang in der Stammeshierarchie zu behaupten, was eine ständige Quelle der Enttäuschung war, besonders für meine Mutter. Aber sie bezog eine großzügige jährliche Apanage und hätte immer noch über ein großes Einkommen verfügen können, wenn sie sich nur dazu entschlossen hätte, wieder aufzutreten.

Camp interessierte sich nicht für Geld, vielleicht weil er damit aufgewachsen war und seine Vorzüge für selbstverständlich hielt oder weil er Geld und das Streben danach mit einer Kombination aus Verachtung des Künstlers und Misstrauen des

Transportarbeiter-Gewerkschafters betrachtete. Er litt an kultureller Schizophrenie und war empfänglich für alle widerstreitenden Stimmen in seinem Kopf. Er hat eine preisgekrönte Biografie über James Riddle Hoffa geschrieben – genau, so bin ich zu meinem Namen Riddle James und meinem Spitznamen Jimmy gekommen – sowie mehrere beachtete Bücher über Arbeitgeber-Arbeitnehmer-Beziehungen, die Entstehung der Gewerkschaften, Streiks und die Arbeiterklasse. Aber seine wahre Liebe galt dem Songschreiben und Komponieren. Ein gescheiterter Songschreiber und Komponist, wie meine Mutter nie müde wurde, ihm unter die Nase zu reiben. Ein Krieger mit einer Melodie im Herzen und einem Loch in der Tasche, spöttelte sie.

Niemand sprach.

»Da, schaut euch Vera an«, sagte ich, ein vergeblicher Ablenkungsversuch, um die ungewohnte Stille zu beenden. Die Kleine vergrub ihre Zähne in eins von Dorothys Ohren und versuchte sie über den Boden zu ziehen.

Mein Vater stand auf und stieß dabei seinen Stuhl um. Er war auf hundertachtzig und nahm mich gar nicht mehr wahr, als er meine Mutter zur Rede stellte und ich heillos eingeschüchtert auf meinem Stuhl zurückschrumpfte.

»Greer Foley«, donnerte er. »Auf welcher Seite stehst du eigentlich?«

Gefangen im Wirbelwind seines Zorns, schaute ich zu, fasziniert und gleichgültig zugleich, als beobachtete ich die Bodenberührung eines Tornados, gefangen in Camps wirbelnden Farben, die mich genauso verschlangen wie die natürliche Welt, meergrüne Augen, kastanienbraune Haare, gerötete Haut. Ich wurde hinweggefegt von Kräften, über die ich keine Kontrolle hatte.

Ich bin dreiunddreißig Jahre alt, und die Erinnerung an diesen längst vergangenen Sommer lebt in mir weiter als etwas, nach dem ich die Hand ausstrecken und das ich berühren kann, ein

weltlicher Rosenkranz, über den ich ständig meditiere. Ich streiche mit den Fingerspitzen über die festen glatten Oberflächen, befühle jede einzelne Kugel, kühl und unbeteiligt, spiele mit Gedanken und Szenarios und endlosen Möglichkeiten in der Hoffnung, dass die Dinge irgendwie anders gewesen sein könnten. Ja, wenn nur. Wenn ich nur irgendwie ein Loch durch Raum und Zeit stoßen könnte und in das alte Haus hineingreifen und das Mädchen schütteln, sie wie blöde ohrfeigen und ihr befehlen könnte, von den Dächern zu rufen, was sie wusste.

Es war Zeit genug. Ich hatte die Zeit. Es bedarf nur eines Augenblicks, um das Richtige zu tun. Aber vielleicht war das Teil des Problems. Ich nahm mir die Zeit. All die Stunden, die ich mit Nachdenken darüber verbrachte, was zu tun war, alles nur ein Vorspiel, um ungeschoren davonzukommen.

Etwas habe ich gelernt. Wenn man einmal das Richtige hinausgeschoben hat, wird man ein großer Teil des Falschen.

KAPITEL 3

Ich pfiﬀ nach den Hunden und rannte zur Vordertür hinaus. Die letzten Überreste des Gekeifes aus dem Esszimmer wurden vom Krachen der Wellen und Heulen des Winds ausgelöscht. Ich rieb mir den vom ständigen Hin-und-Herdrehen schmerzenden Nacken. Bei einem Gespräch zwischen Greer und Camp lernte man am eigenen Leib die Auswirkungen eines Pingpongmarathons zwischen zwei kriegführenden Ländern kennen. Tief atmete ich die Meeresluft ein. Wohlige Seufzer der Erlösung vermischten sich mit der lieblichen Musik der Singvögel. Die Pferde in der Koppel schauten in meine Richtung, als ich Vera zum äußersten Rand des Gartens jagte, zu der von Bäumen gesäumten Rasenfläche neben der kleinen Scheune. Ich warf einen Ball für sie, die als Einzige aus dem Haufen noch so jung war, dass sie den Wert des Apportierens zu schätzen wusste.

»Riddle!« Mein Vater tauchte an der Hausecke auf und rief sichtlich verärgert nach mir. »Hast du eine Ahnung, wo meine marineblauen Socken abgeblieben sind? Dutzende von Socken und keine zwei, die zusammenpassen.«

Ich schüttelte den Kopf und wartete auf das, was sicher gleich kommen würde.

»Sind dir die Spinnweben im Wohnzimmer aufgefallen? Als ob wir in einem heruntergekommenen rumänischen Schloss leben würden. Warum zum Teufel verplempere ich meine kostbare Zeit damit, nach Socken zu suchen und Spinnweben zu zerfetzen ...« Mit hochrotem Kopf drehte er sich um und ging zum Haus zurück. Er war aufgebrachter, als ich gedacht hatte. Wann

immer Camp nach seinen Socken suchte und sich über Spinnweben beklagte, war es höchste Zeit, sich in den nächsten Untergrundbunker zu flüchten.

Ich ließ mich ins hohe Gras fallen. Die aufgekratzt japsenden Bassets drängelten sich an mich, rollten sich zusammen und hüllten mich mit ihrer Wärme ein. Manchmal, wenn ich allein mit meinen Hunden und Pferden war, fühlte ich mich wie der einzige Mensch auf Erden. Kein unglückliches Gefühl. Die Kleine leckte mir das Gesicht, ließ sich auf meine Brust plumpsen, und ich dankte Gott für seine Weisheit, dass er Hunden die Gabe der Sprache vorenthalten hatte.

Eine Stunde später schiefen die Hunde ein und lagen schnarchend im schattigen Gras. Ich lag über ihnen in einer Hängematte und spähte zu meinen Zehen hinauf, unerreichbar im präpubertären Reich schwebend, irgendwo zwischen Himmel und Erde und Käse-Makkaroni-Auflauf.

Hoch oben in der Baumkrone, bedrohlich weit vom Boden entfernt, flimmerte die Sonne durch die Blätter. Haare in den Augen, die lackierten Fußnägel rosarot glänzend, lag ich wie ein reifender Pfirsich in einem zwischen zwei uralten Kastanien aufgespannten Baumwollnetz und beobachtete die Parade der vorfahrenden marineblauen Autos, die ins Haus strömenden Wahlkampfhelfer und meinen lachenden Vater, der die Gäste lautstark begrüßte – so viel zum Thema Familientag.

Die Tür flog auf. Um mich herum flatterte in einem indigo-blauen Wirbel aus Lärm und Panik ein Schwarm Sperlinge auf. Meine Mutter erschien auf der Seitenveranda. Ihre Wangen waren violett. Sie hielt sich die Hand über die Augen und rief: »Riddle, würdest du bitte reinkommen und für diese Schwachköpfe ein bisschen lächeln. Wenn ich den dressierten Seehund spielen muss, kannst du es auch.«

»Was soll ich tun?«, maulte ich. »Einen Ball auf der Nase balancieren oder eine Wahlkampfstrategie austüfteln?«

»Spiel nicht den Schlaumeier. Komm einfach rein, sei freundlich und höflich und biete den Gästen ein paar Kekse an. Was machst du eigentlich da oben?«

Ich kletterte am Baumstamm nach unten und hatte den Boden schon fast erreicht, als auf dem Zweig neben mir eine einzelne Krähe landete. Sie hatte ein Vogelkücken im Schnabel, es lebte noch, die winzige Brust hob und senkte sich, ansonsten war es regungslos. Dieser Horror der Gefangenschaft! Dieser Ausdruck! Allein beim Gedanken daran könnte ich all die Jahre später noch auf der Stelle losschreien. Es war meine erste persönliche Erfahrung von Gewissheit. Mir graute so, dass ich erst den Halt und dann das Gleichgewicht verlor. Ich schrie auf. Und dann begann mein Fuß gemächlich und unaufhaltsam abwärtszurutschen. Die scharfe Kante eines abgebrochenen Zweiges ritzte mir das Fleisch auf, ein oberflächlicher chirurgischer Schnitt, der an meinem Knöchel begann und glühend heiß bis zur Innenseite meines Oberschenkels verlief. Es tat höllisch weh. Ich landete auf den Füßen, allerdings mit einem mörderischen Bumms.

»Scheiße!«, brüllte ich und blinzelte die Tränen weg.

»Riddle! Also wirklich. Jetzt reicht's mir aber mit deiner verwilderten Ausdrucksweise«, sagte meine Mutter, deren verrauchter Schatten mir unsympathischerweise den Blick auf die Sonne nahm.

Ja, ja, dein Schwachsinn reicht mir schon lange. Wieso kannst du nicht ausnahmsweise mal wie ein normales menschliches Wesen reden? Ich ließ den Gedanken unausgesprochen und genoss zur Abwechslung einmal die rebellische Freude, etwas für mich zu behalten. Ich schluckte ein Wimmern hinunter. Im Haus der Camperdowns wird nicht geflennt.

»Wenn einer erst mal anfängt zu heulen, hört er nicht mehr auf«, sagte Camp gern.

Wir hatten schon die Haustür erreicht, als uns auffiel, dass Vera fehlte.

»Also wirklich, Riddle, ich verlange ja sonst nichts von dir. Du solltest nur auf die Kleine aufpassen. Wo kann sie bloß sein?« Während wir zunächst im Haus nachschauten, um die Suche anschließend draußen fortzusetzen, konnte meine Mutter ihre Verärgerung über mich nicht verbergen. Die verdammten Gäste. Mein Vater stand in der Diele und wollte gerade den Mund aufmachen, besann sich aber eines Besseren. Er war schlau genug, sich in die Beziehung meiner Mutter zu ihren Hunden nicht einzumischen, und beobachtete stumm, wie wir wieder nach draußen gingen.

Von der Stelle, wo ich am äußersten Rand unseres Grundstücks im dichten Unterholz der feuchten Wildnis herumkroch, konnte ich meine Mutter sehen, die auf der Düne stand und auf den Ozean hinausschaute. Sie hielt sich die Hand wie eine Markise über die Augen und suchte den unter ihr liegenden, weiten leeren Strand nach einem Anzeichen der vermissten Vera ab.

Ich stand auf und stützte mich dabei an einem umgestürzten Baumstamm ab. »Scheiße!«, sagte ich, als ich bemerkte, dass meine Haare sich in dem wucherndem Gestrüpp verfangen hatten und voller Brennesseln waren. Meine Schmerzgrenze war damit endgültig erreicht. Und genau in diesem Augenblick trat ich in ein klebriges Spinnennetz, das ungefähr so groß wie Tansania war. In seiner Mitte saß eine monströse schwarzgelbe Spinne, die ihre Absicht erkennen ließ, mich festzuzurren, zu foltern und zu töten.

»Vera, wo bist du?« Ich hastete in die relative Sicherheit einer winzigen Lichtung und versuchte den aufkommenden Verdacht zu verdrängen, dass ich durch und durch ein Hochstapler war, ein hoffnungsloses Girly in Kampfmontur. In einem hirnlosen Versuch, irgendwie meine Männlichkeit zu beweisen, schaute ich mich in der unmittelbaren Umgebung um. Pissen kam nicht infrage – mir fehlte die Ausstattung. In meiner Verzweiflung spuckte ich auf den Boden. Ein Grashüpfer sprang aus dem hohen

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Elizabeth Kelly

Die offizielle Verabschiedung meiner langjährigen Kindheit

Paperback, Klappenbroschur, 432 Seiten, 13,5 x 20,6 cm
ISBN: 978-3-89667-514-9

Blessing

Erscheinungstermin: Juni 2015

Eine geistreiche und unverwechselbare Geschichte um einen Mord, eine Ehekrise und ein quälendes Familiengeheimnis

Riddle Camperdown freut sich darauf, den Sommer 1972 vornehmlich faulenzend auf der Veranda ihres Elternhauses auf Cape Cod zu verbringen, und hofft, dabei nicht allzu oft von ihren exzentrischen Eltern gestört zu werden: Greer, der exaltierten, scharfzüngigen ehemaligen Hollywoodschauspielerin, und Godfrey „Camp“ Camperdown, dem Patriarchen und gewerkschaftsnahen Lokalpolitiker mit Hang zur großen Geste, der gerade mitten im Wahlkampf steckt.

Dann wird Riddle im Pferdestall des Nachbarn zufällig zur Zeugin eines Mordes. Verängstigt entscheidet sie sich dafür, niemandem davon zu erzählen. Doch als Camps Wahlkampf immer hitziger wird und einer seiner politischen Gegner Gerüchte über die Camperdowns in die Welt setzt, gerät Riddle immer mehr unter Druck, die Wahrheit zu sagen, obwohl sie gleichzeitig die Rache des Mörders fürchtet.

Das Porträt einer unvergesslichen, so skurrilen wie liebenswerten Familie, das sich vor dem Hintergrund eines Verbrechens und eines Familiengeheimnisses entfaltet – unterhaltsam, intelligent und spannend.



[Der Titel im Katalog](#)